

Der Landbote.

Volkstümliche Freibeilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 1.

Er erscheint allmonatlich.

1918.



Die ferne Zeit.

Ich bin gewiß, daß eine Zeit kommt, in der man eher begreifen wird, wie wir an Zauberer und Hexen glauben konnten, als an ein Recht auf angeborenen Überfluß und angeborene Würden. Man wird dann unsere Aufklärung, unsere Religion und unsere Sitten würdigen, welche die Absonderung in geborene Herren und Diener, in geborene Reiche und Arme, in geborene Geehrte und Verachtete, in geborene Glende und Glückliche rechtfertigen, heiligen und rühmen konnten. Manches andere wird diese Zeit noch schwerer begreifen, an was wir jetzt glauben oder glauben müssen, um er der Strafe, hier zeitlich geächtet, dort ewig verdammt zu sein. Diese Zeit muß kommen, weil der Mensch aufgeklärter, wenn auch nicht besser wird; weil er wenigstens in der Einsicht fortschreitet, wenn auch in allem übrigen sich mit ihm das traurige Einerlei wiederholen sollte. Die Zeit ist noch fern, ich gebe es zu, und bis sie kommt wird noch mehr als ein Märtyrer für den wahren Glauben da'sein, der in ihr erst gelten wird. Seltsames Geschick der Menschen! Die ihnen dienen, die sich für sie aufgeopfert haben, die nichts wollten, als ihr Wohl, die nichts suchten, als Wahrheit und Recht, haben ihr Leben unter der Hand des Henkers, in der Verbannung oder in verachteter Dürftigkeit geendet. Leset die Geschichte der Völker mit ihren Heiligen und Helden! Man schaudert bei dem Anblick. Es gibt kaum einen Menschen, der das Gebot nicht ertrotzt und nützlicher Kenntnisse erweitert, der sich durch große Gaben des Geistes, durch große Tugend und Tatkraft ausgezeichnet, den nicht Haß, Neid, Bosheit, Aberglaube oder Dummheit, so viel sie es vermocht, unglücklich gemacht hätten. Alles Bortugliche ist immer ein Gegenstand der Verfolgung gewesen.

Joh. Weigel (1828).

Ein ausgerotteter Räuber in Alt-Rassaus Bergen und Waldungen.

Von E. Neuhaus.

W-s-sch-wiff-ch-hui-schu-huu — — —! Wie in Alt-Rassaus Wald — Dort der Sturmwind braust! — Wobanswetter und mittelalterlicher Hexensabbat. Nichts erinnert uns mehr an die nebelhafte Urzeit und graue Vergangenheit unserer Heimat als der Spätherbst mit seinem wolkenreichen Himmel, dem Unwetter und all seinen gruseligsten Begleiterscheinungen und sagenhaften Wettergestalten aus Altvaters wildem Heer. — In dies grauenhafte Naturkonzert gehört auch so recht der unheimliche, durchdringende Schrei des Uhu oder Schuhu (ein Idiom des Rassauer Landes), sein widerliches, teuflisches Nichern und heiseres Fischen. Es ist eine unzertrennliche Beigabe zu Sturm, Schneewehen und Gewitternächten. Schon sein Name erweckt heimliches Grauen und Gruseln.

Vielleicht sind es nur das Nachwirken übererbter, vorzeitlicher Gespensterfurcht und der Erzählungen unserer Vorfahren und Ahnen oder das Grauen vor dem fast unbekannten, welche das Andenken an den jetzt in Rassaus Gauen ausgerotteten Raubvogel begleitet. Unsere Vorfahren, die uns in trauten Winterstunden noch so vieles von ihm zu erzählen wußten, kannten ihn ehemals besser, den Uholb der Äquinoktialnächte.

Jedenfalls war unsere Heimat mit ihren zerklüfteten Felsen und wildverwachsenen Schluchten außerordentlich zum Aufenthalt des nächtlichen Räubers geeignet, und er blieb ein eigenartiges Glied derselben — bis zu dem Zeitpunkt, da es durch die Holzungen in den Hochwäldern und Felsenmassen licht wurde, — wie alles andere Raubgetier seiner Sippe, Adler, Fischgeier, Kollkraben und Weihen am Tage und den prankenbewehrten Bären, Luren, Wildkaten und Wölfen, seinen vierbeinigen Raubgejellen in finsterner Nacht. Und doch hat es längere Zeit gewährt als bei allen anderen, bis auch er geschwunden ist und nur noch als trauerhafter Märchenvogel mit den andern Räubern des Waldes von uns dauernden Abschied genommen hat.

Im Grunde genommen ist nur seine rostbraune, schwarzgeschafte Varietät ein deutscher und man kann wohl sagen speziell Alt-Rassauer Raubvogel gewesen, denn das Verbreitungsgebiet einer viel größeren und helleren Abart erstreckt sich auch heute noch über die mächtigen Waldungen Ostpreußens, Litauens und Polens. Auch in Bärntenberg, in der ganzen Ablette und im Schwarzwald sind, wenn auch schon selten, noch Nester dieses Urwaldvogels zu finden.

Die Wiege des Wobanskults, die hochstämmigen Wälder des Feldbergs, Altkönigs und die zerrissenen und zerklüfteten Berge und Klippen der Rheinufer und deren Seitentäler waren vordem sein bevorzugter Aufenthalt. Wenn dort der Herbststurm durch die starken, weitausgreifenden Äste altnorrtiger Eichen und wetterharter, verharzter Tannen segte, — sich mit sirenenhaften, heulenden, knarrenden und ohnmächtig ersterbenden Wetterlauten in die Hohlräume der Ruinen zwängte oder mit höllenhaftem Poltern und Toben dort einen Ausweg suchte, — war es so recht seine Zeit, den ländlichen Bewohnern durch sein geräuschloses, geisterhaftes Erscheinen und den nervenlähmenden Raubschrei Furcht und Entsetzen einzuprägen. Da mag es wohl auch vorgekommen sein, daß er auf dunkeln und schmalen Wald- und Gebirgspfaden den einzelnen Wanderer überfiel und mit haarscharfen Krallendolchen und wehrhaften Schnabelhieben das Fleisch zerhackte. Unmöglich war dies nicht. Ist es doch erst einige Jahre her, daß ein derartiger Fall sich in Steiermark am helllichten Tage zugegetragen hat. Der Überfallene konnte sich seines Feindes nicht erwehren, und erst Hinzueilenden gelang es, den wütenden Raubvogel zu erschlagen. Ebenso konnte auch in Rassaus Gauen der hungrige Mordgeselle einmal sein Opfer unter den Menschen suchen, und jedenfalls haben derartige Zufälle dazu beigetragen, seinen ohnehin schlechten Ruf bis zu dem einer Harpyie und Unholbes unserer Heimat zu erhöhen. Er wurde zum Schrecken der Alt-Rassauer Gebirge und Waldungen: Jetzt allerdings wird man derartiges nicht mehr hören, denn die wenigen, noch vorhandenen Exemplare finden bei unserem gehetzten Wildstand des Frakes genug. Andererseits sind aber auch seine ersteiglichen Dorste für manchen armen Teufel ein „Fischlein bed dich“ gewesen, und der Uhu und seine Brat mußten mit Abfällen, Ratten und Mäusen vorlieb nehmen.

Nach meinen Erfahrungen und Erkundungen war der Uhu noch bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts an der Lorelei, den Leien des Lahntales und seiner Umgebung sowie im Hinterland, dem Gebiet anderer nun auch fast ausgestorbener Vertreter der Uwald- und Eiszeit (Uerhahn, Eisvogel und Steinsperling), zu finden. Der mürrische Geselle liebte die Einsamkeit. Stellen, die selten eines Menschen Fuß betrat, unersteigte Gebirgsklippen, die vorgestreckte Fingern und Felsennasen aus den wetterschwärzen Schiefermassen sich wildtrotzig lösteten und für

die darunter liegenden ausgewaschenen Höhlen und Felsabfänge eine schimmende, wetterichere Wehr bildeten, waren sein Lieblingsaufenthalt und geeignete Horststätten. Die steil abfallende Lorelei beherbergte noch bis in die achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts ein Paar, und der Förster vom nahen Bornich machte öfters ein gutes Geschäft, wenn er die flüggen Jungen an den zoologischen Garten in Frankfurt oder an Jäger verkaufte. Einen anderen bekannten Horst trug die im Volksmunde nach seinem Heulschrei benannte Schuhleie im Teufelskabruch am Rhein (Kammerforst). Hier horstete das Paar auf einem fünfzig und mehr Meter hohen, niemals erstiegenen Felsabfänge. Die Horsthöhle lag so steil, daß die Jungen bei ihren ersten Bewegungsversuchen mitunter keinen Ort zum Aufhaken fanden und hinab auf den Bahndamm rollten, wie sie noch in den siebziger Jahren von einem Bahnwärter aufgenommen und erzogen wurden. Im Jahre 1878 hatte der damals auf Jagdschloß Niederwald stationierte Förster Keller im Distrikt Hörkopf von einer alten Kiefer herab einen der letzten Uhus dieses Horstes erlegt.

Der Schrei der Eulen drang damals so weit, daß man ihn bei stiller Nacht bis zu einer halben Wegstunde hin, etwa zwei bis drei Kilometer Luftlinie, deutlich vernahmen konnte und der Platz unter der alten Kiefer gleich einer Müllgrube tierischer Überreste und Gewölle. Auch das zerklüftete wildromantische Wispertal hatte in der Nähe der chemischen Fabrik ihren Schuhleie, der aber öfters ausgenommen werden konnte. In den Schluchten des Lahnals horsteten die Uhus am Rabenlei in einem Seitentale des Augbaches bei Kloster Bärbach, einem völlig einsamen, unbegangenen Distrikt, der auch nur selten von Holzschlägern aufgesucht wurde. Beherzte Vuben verkauften mitunter die flüggen Jungen an die Fremden zu Schaumburg im Unterlahnkreis. In alten Ruinen und Steinbrüchen dagegen war er in letzter Zeit überhaupt nicht mehr zu finden. Doch mag er auch hier gehaust haben, da sie im verborgenen Walddickicht gelegen, mit ihren weiten und tiefen Spalten, Balken- und Kaminlöchern zusage Horststätten boten. Jedenfalls sind aber diese Orte später das Ziel zu vieler Wanderer geworden, eine Störung, die dem mürrischen Einsiedler nicht behagt. Aber eins ist doch aus diesem vielseitigen Aufenthalt des Uhus zu entnehmen, und das war der übergroße Wildreichtum, der unserer nassauischen Heimat von jeher zu eigen war, denn in wildarmen Gegenden fehlt dieser der Wildbahn so schädliche Raubvogel vollständig.

Wo sich der Uhu in Nassau aufhielt, war er ein Standvogel, doch beherrschte er vom Horste aus ein weites Gebiet, welches er allnächtlich abstreifte, und nur in sehr kalten Wintern wurde er genötigt, wegen Futtermangel auf kurze Zeit den Standort zu verlassen. Die Horstteile und Unterlagen bestanden aus Zweigen, Reisern und das Innere zeigte Gemiste, Moos und Laub. Im März oder April enthielt der Horst zwei bis drei kalkweiße, rauhschalige Eier. Die Jungen sahen schmutzigweißen Wollkumpen nicht unähnlich und verrieten sich durch lebhaftes Zischen, sobald ein Unberufener dem Horst nahte. Dieser selbst und seine nächste Umgebung waren nur mit einer grauenhaften Schlachtbunt zu vergleichen. Da fand man Leichenhügel von Ratten, Mäuse, Eidechsen, Frösche, Schlangen, aber auch alle Rabenarten, Feld-, Wald- und Wasserhühner, Wildenten, Rebige, Fasanen, ja selbst Rehkälber, Füchse und Hasen mußten dort unter den haarscharfen Klauen der alten Räuber ihr Leben aushauchen. Es gab nichts, was man dem blutgierigen, nächtlichen Bürger nicht hätte auf das Schuldenregister setzen können.

Das ganze Wesen des mutigen Vogels, sein störriges, wildes, furchtgebietendes Verhalten, die monströse, im Born zu einer unförmlichen Masse aufschwellende Gestalt traten so recht in echter Naturwüchsigkeit in Erscheinung, wenn man ihn bei seinem Horst überraschte. Er riß die großen, brennendgelben Telleraugen weit auf, sträubte das Gefieder, wiegte Kopf und Vorderleib in gleichmäßigem Rhythmus, hob einen Fuß nach dem andern, krampfte und drehte die Beine, schloß und öffnete die Augen, daß sie feurige Lohe zu speien schienen, fing an zu zittern, zu fauchen, knappte mit dem Schnabel und schoß plötzlich beherzt auf den Gegner los. Für seine Jungen wagte er sein Leben. Er floh auch bei äußerster Gefahr selten, sondern setzte sich dem Eindringling mutig zur Wehr, und wenn er ihn in den Klauen hatte, ließ er sobald nicht fahren.

Waren die Jungen erwachsen, so wurden sie von den Mten in andere Reviere gedrängt, und ein solches war

erst nach langem Herumstreifen zu finden, denn die Herrschaft des alten Paares reichte weithin über die beiden Ufer des Rheins, und die Elternliebe wich nach dem Selbständigwerden der Brut schnell dem Selbsterhaltungstrieb im eigenen Revier. Auf diese Weise erschienen die Jungen im Gebiet des Hunsrüds, der Eifel und anderer benachbarter Wald- und Gebirgsgegenden. Ein solch umherstreichender Uhu ist es auch sicher gewesen, den noch vor einigen Jahren ein Wiesbadener Jäger (Architekt Hübner) im Mühlbachtal bei Strinzmargarethae erlegte.

Aber auch sonst war der alte Uhu stets ein beherzter, fühner Vogel, der selbst dem Steinadler darin nicht nachstand und in seinem Jagdgebiet keinen Rivale duldete. Zu den ebleren Räubern der Lüfte hat man ihn allerdings nie gestellt, da er seine Raubzüge und Überfälle wie ein verkappter, feiger Strauchritter nur in die Schatten der Nacht, dafür aber auch in die Romantik des Grauenhaften und Mystischen verlegte. Es ist darum auch begreiflich, daß man ihn trotz aller seiner hervorragenden Eigenschaften weniger als Wappentier findet.

Dem Uhu und der übrigen Vogelwelt Alt-Nassaus war ihr nächtlicher Feind wohl bekannt, und sie verfolgten ihn deshalb am Tage, wo er sich auch nur sehen ließ, mit blinder Wut. Durch das lästige Geschrei der Plagegeister wurde oft sein Aufenthalt verraten. Im Grunde genommen machte er sich wenig aus den Schreihälsen, und nur wenn es ihm gar zu ungemütlich wurde, wechselte er den Standort. Von diesem eingefleischten Haß der ganzen einheimischen Vogelwelt legten die Krähenhütten, bei denen er als Lockvogel verwandt wurde, ein bereites Zeugnis ab. Eine solche hatte noch der in Wiesbadener Jägerkreisen wohlbekannte Apotheker Liebert in letzter Zeit zum Abschuß der die Junghasen gefährdenden Krähen, Habichte und anderen Gesindels aus dem Vogelreich im Weilmünsterer Wald errichtet.

Eine weitere vorteilhafte Bedeutung hatte der Uhu nicht. Sein Schaden überwog bei weitem den Nutzen, — ja von letzterem war überhaupt nicht zu reden. So ist es auch nicht zu verwundern, daß er in Nassaus Gauen ausgerottet wurde. Heute noch ist er in Jägerkreisen verehrt und wird, wo er erscheint, abgeschossen und sein Geschlecht aus der Wildbahn verbannt.

Er ist heimatlos, — und nicht viel mehr erinnert noch an seinen früheren Aufenthalt als die Namen einiger Leien und im weiteren Deutschland etliche Adelsprädikate, Orts- und Burgnamen (Eulenburg, Uherborn u. a.), die auf ihn hindeuten. Unsere Alt-Nassauische Heimat aber ist um ein weiteres Glied ihrer Eigenart ärmer geworden. Nur noch in Kammered, oberhalb der Lorelei, soll noch ein Paar des gefährdeten Raubvogels hausen — die letzten seines Stammes. In der Märchenwelt dagegen wird er fortleben — wie seine Zeit und die Götter des Bodankults, — wie die Aquinoktialstürme mit ihrem gespenstigen Zauber mittelalterlichen Aberglaubens und der geringen früheren Kultur in Wald und Flur.

Nassauische Originale.

XXV.*)

Der Bub.

Von J. Müller.

So wurde in Nordenstadt von alt und jung ein Mann von etwa 70 Jahren genannt. Er war der Sohn eines Lehrers, der nach kurzer Dienstzeit an der Gemeinde Nordenstadt starb. Da die lange Krankheit des Vaters das geringe Vermögen desselben aufgezehrt, wurde sein Bub der Bub und Pflegling der Gemeinde. Wenn der breitschultrige Bub durch die Dorfstraßen ging, breitbeinig, den Oberkörper vorn übergebengt, mit sich selbst laut sprechend, für sich freudig oder, was sehr selten vorkam, für sich betrübt, so sah man es dem Bub an, daß er geistig schwach war. Die deutliche Sprache fehlte ihm. Wesen, rechnen, schreiben kann er nicht. Von Liedern und Choralen kennt er nicht die Worte, aber die Melodien meist richtig. Der Bub ist arbeitsam und fleißig. Er tut, was er heißen wird und ihm möglich ist. Aber der Bub hat auch seine besonderen Eigenheiten und Liebhaber. Er spielt gern auf der Mundharmonika. Seine größte Freude sind

*) Siehe „Landbote“ 1917, Nr. 11.

die Konfirmationen, Hochzeiten, Kindtaufen und Geburtstage, bei denen er sich pünktlich einstellt, seine Glückwünsche vorbringt, um dann seinen Tribut an Essen und Trinken in Empfang zu nehmen. In seinem eignen Geburtstage, den er zeitig vorher ankündigt, besucht er alle seine Freunde, denen er, wie er sagt, „gut“ ist, läßt sich Glück wünschen und holt sich sein Geburtstagsgeschenk. Ebenso vergißt er Weihnachten nicht sein Christkind zu holen, um dann stöhnlich wie ein Kind die Häuser zu verlassen und den Leuten zu erzählen, was ihm beschert worden ist. Ähnlich geht es zu Ostern mit den Ostereiern. Aber dieser geisteschwache Bub hat eine besondere geistige Kraft, ein nach der einen Seite hin ausgebildetes Gedächtnis, daß er von fast jedem der 900 Einwohner des Ortes den Geburtstag weiß. An einem solchen Tage stellt sich der Bub in der Nähe der Wohnung des Geburtstagskindes auf, spielt auf der Mundharmonika oder singt einige Lieder, indem er mit dem Oberkörper den Takt dazu schlägt. Dann bringt er seine Glückwünsche vor, die ziemlich reichlich ausfallen. Er wünscht alles hundertfach, so Hemden, Leinen den Frauen, Äder den Männern, Kleider, Schuhe usw. Wenn seine Wünsche alle in Erfüllung gingen, würde der Raum im Orte nicht genügen, um das Gewünschte aufzubewahren. Wenn man selbst nicht an seinen Geburtstag denkt, der Bub vergißt ihn nicht und zeigt damit, daß er Anteil nimmt an dem Wohle seiner Mitmenschen. Überhaupt hat der Bub ein weiches Gemüt, hängt mit großer Liebe an seinen Pflegeeltern. Seitdem sein Pflegevater tot ist, vergißt er nicht von Zeit zu Zeit das Grab desselben zu besuchen. Und nun noch eine Kunst des Bubens. Kennt man ihm den Tag und Monat des Geburtstages, dann sagt er mit nie fehlender Sicherheit sofort, nachdem er schnell an seinen Fingern gerechnet hat, welcher Tag in der Woche der Geburtstag ist, ob Montag, Dienstag usw. Es muß das eine mechanische Kunst sein, weil der Bub sonst nicht rechnen kann. Mit den Jahren ist der Bub vernünftiger geworden. Die Trunksucht, welche oft mit dem Alter zunimmt, hat bei ihm mit den Jahren abgenommen. Während früher die Ortschelle die Einwohner warnen mußte, dem Bub zuviel zu trinken zu geben, weil er dadurch „auschüurig“ wurde, ist das heute nicht mehr nötig. Angst hat der Bub vor dem Sterben, obwohl er hofft in seinem gottesfürchtigen Sinn in den Himmel zu kommen. Die Jahre haben die starke Körperkraft des Bubens gebrochen. Doch kann ihm noch manches Lebensjahr beschieden sein. Aber ob er sein Leben auf die 80 Jahre und höher bringt, er bleibt was er der Gemeinde Nordenstadt gewesen ist: „Ihr Bub“.

Kriegswirkungen auf dem Lande.

Es steht außer allem Zweifel, daß in diesem Krieg die Landwirtschaft außerordentlich viel Geld verdient hat, einmal durch die Preiserhöhungen an sich und dann durch die Liebesprämien, die ihnen von Reichs wegen zugeschanzt worden sind. Wie sich dieses Geldverdienen bei der Landbevölkerung äußert, zeigt folgender Fall, den der „Lim. Anz.“ zum Anlaß nimmt, um den Landleuten ins Gewissen zu reden. In einem Limburger Geschäft kaufte dieser Tage eine Bauersfrau einen Stuntpelz im Werte von 1200 Mark! Wie oft hört man von Geschäftsleuten, daß gerade die Kundschaft vom Lande an teuren Stoffen, Schuhen usw. zusammenkaufe, was erhältlich sei, ohne Rücksicht auf die Preise. Von zuverlässiger Seite wird uns weiter mitgeteilt, daß von Frauen und Mädchen auf dem Lande, die tagtäglich ihren landwirtschaftlichen Arbeiten nachgehen, die teuersten Samt- usw. Mäntel gekauft werden, mitunter zu Preisen von 600 Mark und mehr. Dieser Tage erschien in einem bekannten Frankfurter Seidenhaus eine Bauersfrau mit ihrer Tochter aus Oberhessen und wünschte Stoff zu seidenen Kleidern zu kaufen. Da das Äußere der beiden Frauen ihren Reichtum nicht vermuten ließ, legte das sie bedienende Fräulein geringere Ware vor. Diese konvenierte nicht. „Eich will was Besseres. Mir han dies Johr 12000 Mark an de Appel verdient, do könne mer uns aach emol e guts seidenes Kleid kaufte,“ meinte die prozenhafte Bäuerin und kaufte für sich und ihre Tochter Seidenstoff für 680 Mark. Aber die Sache hat auch einen ernsten Hintergrund, meint das Limburger Blatt. Denke nur ja niemand auf dem Lande, der städtischen Bevölkerung, die in ihren unteren und mittleren Schichten schwer unter dem Kriege zu leiden hat, bliebe das Verhalten so vieler Landleute verborgen. Wenn auf die Landbevölkerung geschimpft wird wegen ihres hohen Verdienstes und was weiß ich noch alles

mehr, dann ist sie ja selbst mit schuld daran. Verträgt es sich mit dem Geist der Einfachheit im Bauernstande, wenn die Puzsucht auf dem Lande ihren Einzug hält? Wirt es nicht geradezu komisch, wenn sich die Weiblichkeit vom Lande Sonntags mit kostbaren Kleidern umhüllt, dieselbe Weiblichkeit, die die Woche über im Stall und auf dem Felde den äußeren Instinkt aber äußern sich mißbilligend darüber! Es liegt uns fern, den Stadtbewohnern das Vorrecht, sich zu puhen, einzuräumen. Auch in der Stadt ist vieles nicht so, wie es sein sollte. Aber gerade der Unterschied zwischen der einfachen Lebenshaltung auf dem Lande und den Lebensgepflogenheiten in der Stadt war es ja, der zugunsten der Landbevölkerung auffiel. Sollte das wirklich anders werden? Stadt- und Landbevölkerung sollten in äußerlichen Dingen Maß halten. Wer in dieser teuren Zeit überflüssiges Geld besitzt, mache nicht das unsinnige Wetteurren nach teurer Kleidung mit, sondern spare sein Geld. Nach dem Kriege kommen Zeiten, die zweifellos einen großen Geldbedarf mit sich bringen, besonders in der Landwirtschaft. Da werden sich genug Gelegenheiten bieten, sein Geld los zu werden!

Das älteste Gasthaus in Deutschland.

Die durch den Krieg bewirkten Unterbindungen des Reiseverkehrs nach dem Ausland sowie die stärkere Betonung alles Deutschen haben dazu geführt, daß alle, die früher nur im Ausland Schönheiten finden zu können glaubten, nunmehr mit Eifer und Methode die Schätze in der Heimat entdeckten. Im Rahmen einer Besprechung einer solchen Entdeckungsfahrt in Franken berichtet Albert Friebe in der bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift „Über Land und Meer“ von dem kleinen alten Städtchen Miltenberg am Main, das als einer der interessantesten kleinen Orte im mittleren Deutschland zu bezeichnen ist. Es ist ein winziges Städtchen, das eigentlich nur aus einer mit zwei Türmen gezierten Hauptstraße und einigen Nebenstraßen und Gäßchen besteht. Die Türme stammen aus den schweren Zeiten des Mittelalters, und viele der Häuschen mit barocken Giebeln gehören zu den ältesten in Deutschland. Auch ein Museum mit römischen Altertümern ist vorhanden, die größte Sehenswürdigkeit des Ortes aber, von der hier die Rede sein soll, ist der sogenannte „Riesenhof“ — der älteste bis auf unsere Tage erhaltene deutsche Gasthof. Wie aus dem Stadtarchiv hervorgeht, wurde dieses Gasthaus im Jahre 1160 erbaut und erlangte bald einen weitverbreiteten Ruhm als bevorzugte Zechstube des Adels und Herberge für durchreisende Fürsten. Unter anderen haben Kaiser Friedrich I., Ludwig der Bayer und Karl IV. den „Riesenhof“ besucht. Überhaupt ist dieses älteste deutsche Gasthaus ganz außerordentlich reich an historischen Erinnerungen, denn das Städtchen Miltenberg spielte zur Zeit der Bauernkriege eine ziemlich bedeutende Rolle. Man braucht nur daran zu denken, daß Goethe in seinem „Göz von Berlichingen“ den Knapen Georg in Miltenberg sterben läßt. Auch Martin Luther stattete dem Gasthof einen Besuch ab, und zwar übernachtete er dort im Jahre 1518, und bei dieser Gelegenheit spielte sich eine wichtige Episode im „Riesenhof“ ab. Dort hielt sich nämlich auch der lutherfeindliche Schenk Eberhard von Erbach auf, um Luther abzufangen. Als er aber nachts, so heißt es in der Überlieferung, die Stimme eines Betenden vernahm, wurde er von der tiefen Andacht des unsichtbaren Beters ergriffen, so daß er sofort am nächsten Morgen den frommen Mann aufsuchte. Als er zu seinem großen Staunen erfuhr, daß es kein anderer als Martin Luther sei, gestand er ihm zerknirscht seine böse Absicht und wurde vom selben Tage ab einer der treuesten Anhänger der neuen Lehre. Im übrigen hielt der ritterschaftliche Adel im „Riesenhof“ seine bestimmten Zechtage ab, wobei er von der Stadt einen „freien Trunk“ erhielt, jedoch oft, da er weit über dieses Maß hinausging, von der Bürgerschaft ausgelöst werden mußte. Mit der Zeit nahmen die Ansprüche zu, die Zahl der in Miltenberg einkehrenden Fremden vermehrte sich, und so wurde der „Riesenhof“ im Jahre 1590 durch einen Umbau erweitert, wozu er als Fürstenerbberge eine staatliche Unterstützung von 100 Eichenstämmen erhielt. Dieser Neubau steht noch heute in dem Ortchen, er hat drei Stockwerke und einen Zwischenstock im Hauptbau und drei weitere Stockwerke in dem spitz-

zulauenden aufgesetzten Siebel. Der Bau ist ein deutsches Kunstdenkmal von hohem Wert, besonders schön ist das Treppenhaus, das vorzüglich erhalten ist. Im Jahre 1655 nahm auch die Königin Christine mit einem Troß von 100 Pferden im „Niesenhof“ Quartier. Unter den anderen berühmtesten Gästen des Hauses sind noch zu nennen der König von Ungarn und Böhmen im Jahre 1658, der Herzog von Marlborough 1704, Kaiser Karl VI. 1711 und wahrscheinlich hat auch Prinz Eugen dort übernachtet, als er 1734 mit 40 000 Mann durch Weitenberg gegen Frankreich zog.

Umschau.

*** Brauch und Sitte bei der Jahreswende am Launus.** In den Orten am Fuße des Mittönigs wird der Silvesterabend immer noch zum Teil wie in den früheren Jahren gefeiert. Schon vor einbrechender Dunkelheit werden die Schießwaffen probiert, mit welchen die Burschen ihren Mädchen das „Neujahr“ anschießen. Daß hierbei Finger- und Handverstümmelungen vorkommen können, wird wenig beachtet. Das „junge Volk“ bringt Feuerwerkskörper zur Explosion. Nach eingenommenem Abendessen begibt sich die erwachsene männliche Bevölkerung in die während des Jahres von ihnen besuchten Wirtschaften, wo bei Apfelwein und Bier bis 12 Uhr Karten gespielt wird. Die Wirte regalieren ihre Stammgäste von 12 Uhr ab mit Hausmacher- oder auch Bratwurst und Apfelwein oder Bier kostenlos. Die jüngere Generation (beiderlei Geschlechts) wärmt bei den Bäckern, die ihnen die Waren liefern, kleine und große Neujahrswede aus. Die Frauen in der Nachbarschaft vereinigen sich bis zu Beginn des neuen Jahres zu einem Koffelkränzchen, wo Neujahrswede gegessen werden. Familienväter, die nicht „ausgehen“, trinken im Familienkreise einen steifen Grog und essen dazu Konfekt. Der Nachtwächter, der die zwölfte Stunde ausruft, spricht an seinen bestimmten Stationen: „Hört ihr Herrn und laßt euch sagen, unsre Glod' hat zwölf geschlagen; zwölf ist nun das Ziel der Zeit, Mensch gebet der Ewigkeit! Ich wünsche euch allen ein glückseliges Neues Jahr! Lobet Gott und Maria!“ Am frühen Morgen vor dem Kirchgang erscheinen Väter, Nachtwächter, Hirten und arme Kinder (Frauen) bei den einzelnen Familien um Neujahr zu wünschen, bei welcher Gelegenheit ihnen Geld und Lebensmittel eingehändigt werden. Taufpaten überreichen ihren schulpflichtigen Paten große Neujahrswede, oft auch noch ein wollenes Bekleidungsstück.

= Wiedereinführung der Schafzucht. Aus Sed (Western.) wird dem „Nass. Boten“ geschrieben: Ein großer Fortschritt in der Landwirtschaft ist endlich wieder erreicht in der Wiedereinführung der Schafzucht. Es ist zwar schwer bei den jetzigen hohen Preisen damit zu beinuen — jedoch hat die Landwirtschaftskammer $\frac{1}{3}$ des Einkaufspreises übernommen. Auf diese Weise konnte eine größere Anzahl von Zuchtschafen hierhergebracht werden und so der Anfang gemacht werden, so daß im nächsten Jahre wieder wie auch in früheren Zeiten eine stattliche Herde in unserer Gemarkung geht. Die Schafzucht gehört in unsere Waldgegend und wie notwendig sie ist, zeigt die Kriegsnot, wo der Mangel an Strümpfen und wollenen Wämen es uns fühlbar macht, was wir durch den Eingang der Schafzucht veräuern haben; aber die beste Lehre ist — das „Gute nachzuholen.“

= Jugendpfliegerkurs für ehemalige Volksschülerinnen. Zu der Erkennung der außerordentlichen Wichtigkeit, die eine Verbreitung pädagogischen Verständnisses und von Kenntnissen der Kinderhygiene unter den zukünftigen Müttern unseres Volkes hat, wurden von der Oberin der städtischen Frauenschule in Verbindung mit der Jugendleiterin des Kindergärtnerinnenvereins in Saarbrücken Kurse für junge, der Volksschule erwachsene Mädchen eingerichtet. Die ersten Kurse dauerten je 2 Monate. Sie fanden im Mai und Juni 1915, sowie im November und Dezember 1915 statt. Ein längerer Kursus wurde dann von Anfang November 1916 bis März 1917 abgehalten. Der Unterricht fand an fünf Nachmittagen der Woche von $\frac{1}{2}$ 5—7 Uhr statt. Es beteiligten sich durchschnittlich 15 junge Mädchen im Alter von 15 bis 22 Jahren. Zwei Nachmittage in der Woche waren der Beschäftigung mit 3- bis 6-jährigen Kindern aus einer Kleinkinderschule gewidmet. Anschließend daran fanden Besprechungen über wichtige Erziehungsfragen, über Spiel, Spielzeug, Beschäftigungen, Erzählen usw. statt. An einem

Nachmittag in der Woche erteilte eine ausgebildete Säuglingspflegerin Unterricht über die Pflege des Säuglings. Zwei Nachmittage wurden mit Handfertigkeits- und Handarbeitsunterricht ausgefüllt; in diesen Stunden wurden einfache Kinderkleider und Wäsche sowie Spielzeug, letzteres aus wertlosem Material, hergestellt. Im letzten Kursus fand Unterricht im Besonderen von Schuhen statt. Einzelne junge Mädchen nahmen an allen drei Kursen teil. Im Anschluß an die Kurse fanden Ausstellungen der angefertigten Arbeiten statt. Die Kosten der Kurse wurden teilweise aus Privatmitteln, teilweise aus einem Zuschuß der Kgl. Regierung in Trier gedeckt, den der Jugendpfliegerkurs Saarbrücken beantragt hatte. Alles Nähere ist von der Leiterin der Frauenschule am städtischen Augusta-Viktoria-Oratorium Saarbrücken, Fräulein Kulenkamp, zu erfahren.

= Unsere Volksernährung auf der Grundlage unserer Landwirtschaft. Hauptsächlich arabische Darstellungen mit erläuterndem Text in Verbindung mit Prof. Dr. Max Poppe herausgegeben von Prof. Dr. Walter Schoenichen. 48 Seiten mit 46 Tafeln. (Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig, 1917.) Unsere Volksernährung nimmt gegenwärtig neben den Ereignissen auf den Kriegsbau- und unter Interesse in Anspruch. Vor allem bewegt die Frage aller Gemüter, ob es unserer Landwirtschaft möglich sei, mit den von ihr erbrachten Erzeugnissen unter Durchhalten zu ermöglichen und den Ausnahmearbeitsplan unserer Feinde zu nichte zu machen. Der Verfasser zeigt unter Berücksichtigung eines reichen statistischen Materials, das sich auf die Zeit vor dem Krieg bezieht, was unsere Landwirtschaft im allgemeinen und insbesondere an Nährstoffen zu erzeugen vermöchte und berechnet, ob die gewonnenen Erträge für die Ernährung des deutschen Volkes ausreichen könnten. Erläutert werden die Untersuchungen durch sinnreiche arabische Darstellungen die klar und für jedermann verständlich, manchem die trocknen Zahlen zur Anschaulichkeit bringen werden. So muß das Buch das Interesse jedes Vaterlandfreundes fesseln. Dem Landwirte wird es die Bedeutung seiner Arbeit für das Staatsganze klar vor Augen rufen und ihn mahnen, nicht müde zu werden, ihr anhalten, im künftigen Frieden manches bisher Bekannte nachzuholen. Es sei nur auf den noch steigendstabilen deutschen Obstbau hingewiesen. Bezogen wir doch im Jahre 1913 von unseren Feinden 850 000 t Äpfel, 15 000 t Birnen, 14 000 t gebrütete Äpfel, 36 000 t gebrütetes Steinobst, ohne die Südfrüchte. Bei dem Stabier wird das Werk die Aufmerksamkeit zur deutschen Landwirtschaft fesseln. Die herrliche Schrift kann darum auch ein Mittel zur Förderung des Verständnisses zwischen Stadt und Land sein. Dem Lehrer aber wird das Buch als Helfer im volkswirtschaftlichen Unterricht empfohlen, das ihm manches Suchen nach Zahlenmaterial ersparen kann. W. N.

= Die Kleinwohnung. Die Frage nach der Reform der kleinen Wohnung, der Architekten schon lange mit innerer Leidenschaftlichkeit als einer der Kernaufgaben für die Kultur- und Sozialentwicklung unseres Volkes nachzugehen, hat sich zu breiterem Verständnis durchgerungen. Immer deutlicher tritt hervor, daß es sich, wie Waudreth/Prof. für Arch. Schumacher in seiner als Band 145 der Sammlung „Wissenschaft und Bildung“ im Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig erschienenen Studie zur Wohnungsfrage „Die Kleinwohnung“ (115 Seiten und 48 Tafeln) zeigt, hier nicht um architektonische Fragen, sondern um soziale Fragen handelt. In dem Punkt an dem soziales Verhalten anzugehen hat. Aber es ist nicht nur das Ziel, was in dieser Frage über den Rahmen des Architektonischen weit hinausgreift. Auch der Weg führt durch Gebiete, in denen sich volkswirtschaftliche, bauliche Überlegungen mannigfaltig und eng durchdringen. Der Frage kann Weber von der gehaltenen noch von der wissenschaftlichen Seite ganz zu Recht gegangen werden, das mag es erklären, wenn Professor Sch. aus den Erfahrungen der Praxis einer Großstadt heraus an sie herantritt und versucht, da sich in diesen Erfahrungen wirtschaftlicher Art, organisatorische Forderungen und gestaltete Absichten in natürlichen Fluss miteinander mischen. Das Buch wird in der wichtigen Frage der Kleinwohnung ein zuverlässiger Berater sein.

= Dinaus ins Freie! Mit dem Buch „Dinaus ins Freie!“ bietet Professor Dr. O. Rabes eine zeitgemäße Anleitung zum Kennenlernen und Beobachten unserer heimischen Tier- und Pflanzenwelt. Die Studien dazu soll der Naturfreund in der lebenden Natur selbst anstellen. Darum führt der Verfasser in mehr als 20 in sich abgeschlossenen dem Kreislauf des Jahres entsprechend angeordneten Kapiteln hinaus an die verschiedenen Standorte unserer Tiere und Pflanzen und lädt so die einzelne Landschaft als lebendes und bewegtes Ganzes zu erfassen. Die Treue dieser Weltanschauung zeigt, daß der Verfasser nur schilbert, was er auf seinen mannigfachen Wanderungen durch einsame Beobachtungen und Erleben genau kennen gelernt hat. In erster Linie ist das Buchlein jedem Wanderer, der mit seiner Frau an allem was da lebt durch die Natur geht, ein freundlicher und zuverlässiger Begleiter und Berater. Vor allen Dingen wird die Jugend die als Beobachter oder Wanderer die näher und ferner Primat durchdringt, in lebenswarmen Schilderungen hinweisen auf alles, was in Natur und Dain Wiele und Neue, in Wald und Feld und Heide zu beobachten und zu beachten ist. Das mit guten Abbildungen versehen und geschmackvoll ausgestattete, mit zwei farbigen Tafeln und zahlreichen Textabbildungen ausgestattete Buch, das im Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig erschienen ist, können wir warm empfehlen.

Glühstrimpfe.

„Neh' sein ich aan de Reih, ich hon noch waat ze laafe, Ich meech mer nor e Paar v'n d'ne Glühstrimpf laafe.“
„Glühstrimpf' b'it e hier,“ spricht höflich der Verkäufer
Und öffnete den Karton mit dienstfertigen Eifer.
„Naa“, sagt die Bauersfrau — „wie kann der Mann
nor maane,
Eid, h' dd' ju Eteke'cher, so wunzig Klaane Baane!
Der Jess' s' j'm'neh, do hon mer annere Wade —)
Es g'bt doch jicher aach noch greeker im Lade!“
„Besouere gute Frau, wir führ'n se größer nicht,
Doch geben diese ja ein schönes, helles Licht!“
„Sie s'n wohl net ganz kloor, wie Sie nor rebde kenne,
Ich laafe mer m'i Strimpf so doch nit zum Verbrenne,
Ich leid' an kalde Fieß, seit wille Fieße schon,
Dr'm wollt' ich halt emol vun eire Glühstrimpf hon!“

M. v. Konarski.

Der Nachdruck der mit einem * versehenen Beiträge ist nur mit genauer Quellenangabe erlaubt; der Abdruck aller anderen Original-Artikel ist ohne Genehmigung der Schriftleitung nicht gestattet.